

## Kapitel 26 aus dem Roman »Sand des Vergessens«

„Das hier, das ist die Wahrheit“, ruft Nathalie euphorisch und breitet die Arme aus.

Sie steht auf dem Kamm einer Düne. Um sie herum nichts weiter als gelber Sand und blauer wolkenloser Himmel. Es ist Neujahr. Sie sind die Ersten, die an diesem Morgen das Areal der Wanderdüne betreten. Die Wüste. Die polnische Sahara. Vermutlich werden sie mindestens noch für die nächste Stunde allein hier draußen sein. Die fünf Kilometer hierher hat man sie mit einem Elektrokarren gefahren. Einen Weg entlang, zu dessen Linker der Łebasee liegt und zu dessen Rechter die Düne. Niemand ist ihnen begegnet. Nicht einmal in Łeba selbst. Dabei kann man die Silvesterfeiern des Ortes nicht gerade als ausschweifend bezeichnen.

Erst kurz vor Mitternacht hat Nathalie die ersten Raketen gehört. Da waren die Berliner, mit denen sie bis dahin gefeiert haben, schon auf dem Weg zum Strand. Zwanzig Minuten nach Mitternacht war der Spuk dann vorbei. Vielleicht hat es am Strand länger gedauert. Aber der Ort lag gleich nach Anbruch des neuen Jahres wieder wie ausgestorben. Gegen eins kamen die Berliner von ihrem nächtlichen Ausflug zurück. Da waren sie und Maxim bereits im Halbschlaf. Die Party endete in den frühen Morgenstunden. Aber sie waren so müde, dass sie irgendwann über Musik und Stimmengewirr einfach eingeschlafen sind. Der Neujahrsmorgen hat sie dafür mit absoluter Ruhe belohnt. Selbst der Fahrer des Elektrokarrens, ein Mann mittleren Alters, hat den ganzen Weg über geschwiegen. Erst als sie am Fuß der Düne anlangten und aussteigen mussten, hat er ihnen durch Handzeichen zu verstehen gegeben, dass sie ihn anrufen sollten, wenn sie zurück wollen. Nathalie hat seine Telefonnummer in ihr Smartphone eingespeichert. Für alle Fälle. Jetzt steht sie hier und alle Ängste vor dem unbekanntem Ort sind verschwunden. Da ist nur noch Entzücken, Begeisterung und das tiefe Gefühl einer unbestimmten Wehmut.

„Wir müssen verlängern“, ruft sie zu Maxim hinunter. „Hier will ich unbedingt noch mal her.“ Sie kann sein Gesicht nicht erkennen. Aber sie hört sein Lachen. Wie sie steht er einfach nur da und betrachtet die Landschaft.

Bevor sie nach Łeba fahren, hat sie sich auf YouTube Filme von den Wanderdünen angeschaut. Die meisten davon zeigen ein buntes Gewimmel von Touristen, die auf die Hügel klettern, schnaufend vor Anstrengung umhergehen oder sich einfach in den Sand legen, um die Sonne zu genießen. In fast allen Aufnahmen finden sich unzählige Spuren im Sand. Kein Zentimeter scheint Neuland zu sein. Alles ist zig tausendfach betreten und immer wieder von neuen Fußabdrücken überlagert. Doch die Realität ist in nichts mit diesen Videosequenzen zu vergleichen. Sie übertrifft sie alle. Und ist vor allem vollkommen anders.

Das Erste, was ihr auffiel, nachdem sie hier oben ankam, ist die Stille. Auch wenn man den Wind

pfeifen hört und in der Luft merkwürdig sirrende Geräusche hängen – die Stille ist immer da. Als wäre sie organisch mit der Wüste verschmolzen. Als könne man das eine nicht vom anderen trennen. Sie fühlt sich unheimlich an. Beängstigend. Und das Wissen darum, dass hier draußen niemand ist außer ihnen, macht sie fast beklemmend.

Nathalie versucht, den Gedanken zu verdrängen, man würde ihnen nicht zu Hilfe eilen können, wenn irgendetwas Unvorhergesehenes geschieht. Niemand würde ihre Rufe hören. Aber was sollte dieses Unvorhergesehene sein? Ein Sandsturm? Wilde Tiere? Schlangen kann man bei diesen Temperaturen getrost ausschließen. Doch in Polen soll es zahlreiche Wolfsrudel geben. Wo leben die? Auch hier in den Dünen?

Sie dreht sich um hundertachtzig Grad und hofft, mit dem neuen Blickwinkel auch neue Gedanken in ihren Kopf zu bekommen. Der Sand der Düne wirkt wie ein überdimensionales Waschbrett. Er ist voller gleichmäßig angeordneter Wellen. Wie der Meeresboden bei Ebbe. Sind es dort die Gezeiten, die ihre Spuren hinterlassen, ist es hier der Wind. Bisher hat noch niemand dieses Waschbrett betreten. Niemand den Fluss der Wellen gestört. Kaum zu glauben, dass die Natur es vermag, quasi über Nacht sämtliche Spuren des Menschen zu beseitigen. Alles zu tilgen, was auch nur im entferntesten an seine Anwesenheit erinnert.

Nathalie vermag sich jetzt vorzustellen, warum man in der Wüste einfach verschwinden kann. Ein ordentlicher Sandsturm und Minuten später ist nichts mehr, wie es war. Alles verschwunden. Steine, Pflanzen, Spuren. Von einem Menschen, der sich in den Sand gelegt hat, wird vermutlich nur ein kleiner Hügel zeugen. Ihr stockt der Atem. So könnte der Fotograf gestorben sein. Als Hügel unterm Sand begraben. Erstickt wie der Wald, über den die Düne Jahr für Jahr ihren Mantel des Vergessens breitet. Tief bewegt hebt sie den Blick zum Horizont.

Da hinten, da hinten liegt die Ostsee. Ein tiefblaues Band, über dem ein dunstiger Streifen schwebt. In jener Silvesternacht war sie völlig außer Rand und Band geraten. Er muss sie gehört haben. Das Brüllen des aufgewühlten Wassers und das Brüllen des Sturmes. Dazu die Dunkelheit. Wie viel Mut gehört wohl dazu, bei solch widrigen Bedingungen hierher zu kommen? Wollte er fotografieren? Oder wollte er sterben? Oder wollte er der Einsamkeit in seinem Herzen lediglich die Krone aufsetzen, indem er sich an einen Ort begab, an dem er sich so einsam wie nirgends sonst fühlen konnte?

Sie dreht sich wieder zu Maxim und beginnt zu rennen.

„Fang mich“, schreit sie ihm entgegen. „Halt mich an.“

Er sieht, wie sie auf ihn zu kommt, immer schneller wird und lacht und lacht und lacht. Als sie atemlos gegen ihn prallt, nutzt er ihren Schwung und wirbelt sie herum.

„Hey, nicht so heftig, meine Hübsche. Du reißt mich ja mit.“

Schwer atmend liegt sie in seinen Armen. „Ist das nicht unglaublich schön, hier?“, stößt sie hervor. „Jetzt weiß ich, wie sich Wüste anfühlt. Und Leere.“ Sie schiebt die Mütze aus den Augen und blitzt ihn an. „Und Stille. Es ist so still hier. Ich könnte vor lauter Rührung weinen.“ Tatsächlich schnieft sie ein bisschen.

Er zieht sie wieder an sich, spürt durch die vielen Kleidungsstücke, die sie trägt, dennoch ihren Herzschlag und vergräbt seine Nase in ihrem Schal. Auch er ist berührt von dieser weiten, stillen, unglaublichen Landschaft. Nie zuvor hat er etwas ähnlich Schönes erlebt. Gleichzeitig wird ihm bewusst, dass es nicht allein an dem liegt, was sie beide in diesem Moment umgibt. Sondern dass noch etwas ganz anderes eine große Rolle spielt dabei. Die Verbundenheit, die er für Nathalie empfindet. Nur weil sie beide das hier sehen wollten, weil sie ähnlich fühlen, eine gemeinsame Intention haben, deshalb ist es so ein grandioses Erlebnis. Wäre er allein hierher gekommen, könnte er es nur halb so genießen. Vielleicht nicht einmal das. Erst sie macht für ihn diesen Ort zu etwas Besonderem. Nathalie. Ihr Herz schlägt kräftig und lässt ihn an ihrer Aufregung teilhaben.

Er dreht sich mit ihr, stellt sie so, dass sie mit dem Rücken gegen seine Brust lehnt, und weist mit dem Arm in die Richtung, aus der sie gekommen sind.

„Schau, die Hügel dort. Noch haben sie so etwas wie einen Schopf. Ein paar vertrocknete Grasbüschel, die dem Sand trotzen. Aber irgendwann sieht es dort genauso aus wie ... da.“ Bei diesen Worten dreht er sich im Uhrzeigersinn weiter, bis sie eine fast ebene Sandfläche vor sich haben. In sanften Schwüngen zieht sie sich am Horizont entlang. Dort gibt es nichts Lebendes mehr. Nicht einmal das steppenartige Gras, das auf den Hügelköpfen im Osten wächst. Und schon gar nicht die dunklen abgestorbenen Baumreste, die im Süden davon zeugen, dass die Düne den Wald im Zeitlupentempo unter sich begräbt.

„Unvorstellbar, dass unter uns der Wald im Sand begraben liegt“, flüstert Nathalie.

Er nickt. „Komm, lass uns auf den Dünenkamm da hinten steigen. Von dort sehen wir die Ausmaße der Wanderdüne viel besser.“ Er zeigt auf die sanften Schwünge am Horizont.

Aber sie schüttelt entsetzt den Kopf. „Das ist die Sicherheitszone. Da dürfen wir nicht hinein.“

„Sagt wer?“

„Steht auf den Schildern.“

Er schiebt sie vor sich her. „Papier ist geduldig.“

„Maxim, wir sind ganz allein hier. Wenn uns was passiert.“

Er schmunzelt in sich hinein. „Du meinst, Treibsand?“

Vor sich hört er ein unbestimmtes Murmeln.

„Ich verspreche, ich pass auf dich auf. Kein Risiko.“ Er schaut zurück, als könne ihnen jemand folgen. „Na gut, ein kleines. Aber ich glaube nicht, dass uns jemand sieht.“ Ungeduldig greift er nach ihrer Hand. „Komm. Wir gehen hinauf und gleich wieder zurück. Nur ein Stückchen. Keine

zehn Minuten. Der Ausblick wird unglaublich sein.“

Ihr ist mulmig bei dem Gedanken. Aber letztlich gibt sie sich geschlagen. Hand in Hand steigen sie auf den Dünenkamm, der etwa fünfzig Meter hinter der Absperrung liegt. Der Sand unter ihren Füßen ist hart. Die Feuchtigkeit in der Nacht und die eisigen Temperaturen haben dafür gesorgt. Solange sie in Bewegung bleiben, wird ihnen die Kälte nichts anhaben. Aber an den Fingern friert sie schon erbärmlich. Hätte sie doch nur an ihre Skihandschuhe gedacht. Im Laufen nestelt sie an ihren Armstulpen, zieht sie weiter über die Lederhandschuhe und den Klettverschluss der Jacke noch fester um die Handgelenke.

Maxim behält recht. Von oben geht ihr Blick weit über den Lebasee im Süden und auf die Ostsee im Norden. Aber wie die Düne im Westen aussieht, dort, von wo sie kommt, wo sie alles unter sich begräbt und weite unberührte Flächen aufweist, das erkennen sie nicht. Dazu müssten sie weiter und weiter in die Wüste gehen. Und dazu fehlt Nathalie der Mut. Sie ist froh, dass Maxim nicht darauf besteht, den verbotenen Ausflug in die Sicherheitszone fortzusetzen.

Als sie wieder auf dem markierten Weg stehen und sie aufatmend noch einmal zurückschaut, erkennt sie unterhalb des Dünenkamms etwas, das sie an die Alpen erinnert.

„Sieht aus wie ein Schneebrett, nur aus Sand“, meint sie.

Er nickt. „Aber davor musst du hier keine Angst haben. Es wäre eine sanfte Lawine, die dich gerade einmal fünf Meter weiter nach unten befördern würde.“

Dass es so etwas auch in der Wüste gibt ... „Ob der Fotograf weiter hineingegangen ist?“, sinniert sie.

„Ich glaube, er ist nicht einmal hier gewesen, sondern näher am Ort. Wenn es heißt, er sei in den Dünen gefunden worden, kann das auch heißen, dass das ganz in der Nähe von Leba war. In einem Dünenausläufer. Die reichen ja fast bis an die Stadt heran.“

Sie nickt versonnen. „Wusstest du, dass der Sand in hundert Jahren mehr als einen Kilometer vorankommt? Der Standort der Segelflugschule, die neunzehnhundertdreißig am südwestlichen Dünenfuß eröffnet wurde, liegt inzwischen mehr als tausend Meter von der Wanderdüne entfernt.“

„Woher weißt du das?“

Sie lächelt. „Internet.“

Langsam folgen sie dem vorgeschriebenen Pfad und bleiben immer wieder stehen, um die Landschaft aus einer neuen Perspektive zu betrachten oder Fotos zu machen. Die Sonne steht inzwischen im Zenit.

„Bis zu fünfzig Grad heiß soll es hier werden“, sagt Nathalie.

„Kann ich mir vorstellen.“

„Im Hochsommer zieht mich nichts hierher.“

„Oh doch“, protestiert Maxim. „Sicher sehr beeindruckend, Sonnenuntergang über der Wüste.“  
„Können wir auch im Winter haben“, entgegnet sie. „Aber bitte – darauf habe ich wirklich keine Lust. In der Dunkelheit stelle ich es mir hier gruselig vor.“ Der Gedanke allein reicht, um ihr einen ordentlichen Schauer über den Rücken zu jagen.

„Du bist ein echter Hasenfuß.“ Er lacht und schiebt die Kamera zurück in seine Jackentasche. „So richtig auf Expedition mit dir, das funktioniert nicht, oder?“

„Hast du das vor?“

„Vielleicht. Wie du weißt, hab ich Verbindungen nach Namibia.“

Sie bleibt stehen und stemmt mit gespielter Entrüstung die Hände in die Seiten.

„Expedition in die Namib? Vergiss es. Ohne mich.“

Er feixt. „Sag ich doch: Schissbüx!“

„Und stell dir vor, ich mach mir nicht mal was daraus. Zeig mir die Frau, die vor einer echten Wüste mit echten gefährlichen Viechern nicht Schiss hätte.“

„Schon klar. Expedition fällt aus.“ Er schiebt die Hand unter ihren Arm und küsst sie mitten ins Gesicht. „Und jetzt? Weiter am Strand?“

Fast unmerklich haben sie die Stelle erreicht, an der die Wanderdüne ausläuft und in den Strand übergeht. Sie stehen am Meer. Der Wellenschlag ist kaum zu hören. Dafür pfeift der Wind aus nordöstlicher Richtung und schneidet unangenehm ins Gesicht. Die Ostsee friert zu. Zwischen dem Strand und jener Stelle, wo jetzt die Wellen aufschlagen, liegen schon an die zwanzig Meter. Alles dazwischen wogt wie Crasheis in einem Caipirinha-Glas, wenn man mit dem Strohalm darin rührt. Nathalie ist sich sicher: Man könnte das Rascheln der feinen Eisklumpchen hören, würde sich der Wind für einen Moment legen.

Der Strand ist mit Steinen übersät. Sie sind rund, fast gleich groß und stark abgeflacht. Wie bunte Knöpfe, die hochkant auf dem Strand balancieren. Auf der dem Wind zugewandten Seite hat sich vor jedem Stein ein kleines Sandhäufchen gebildet, das ihn allmählich aufrichtet. Eine ganze Armada solcher stehenden Steine zieht sich bis zum Meeressaum.

Nathalie wendet sich wieder zu Maxim. „Okay. Wenn ich vorher was zu essen und heißen Tee bekomme, bin ich startklar für die Strandwanderung.“

\* \* \*

Eine Stunde lang kämpfen sie sich voran. Der scharfe Wind wird immer unerträglicher. Er treibt Tränen in die Augen und lässt die Nase laufen. Bald können weder die Sonne, die alles ringsum in ein unbeschreibliches Licht rückt, noch die seltsamsten Strandfunde Kälte und Anstrengung aufwiegen, der sie ausgesetzt sind. Als ein Schild auf einen Wanderweg in Richtung Straße weist,

auf der sie mit dem Elektrokarren hergekommen sind, zögern sie nicht und biegen in den Schutz der Dünen ab. Kaum haben sie den offenen Strand verlassen, lässt der Wind schlagartig nach.

„Kein Wunder, dass niemand außer uns so verrückt ist, hier herumzulaufen.“ Nathalie bleibt schnaufend stehen und schaut zurück auf die Ostsee.

In der Sonne wirkt der vordere Bereich wie eine Eiswüste. Ihr Gesicht und ihre Finger fühlen sich auch so an, als hätten sie gerade eine solche durchquert. Ihr ist rätselhaft, wie der Fotograf das zu einer Zeit, da an moderne Funktionskleidung nicht ansatzweise zu denken war, überhaupt aushalten konnte. Trotz des strahlend blauen Himmels ist die Kälte unbarmherzig. Sie sehnt sich nach dem warmen Auto und danach, die dicken Pullover und Jacken, die sie trägt, ablegen zu können. Sie hat das Gefühl, ihr Körper würde sich unter all dem Stoff steif machen. Der Nacken schmerzt, weil der dicke Schal wenig Bewegungsfreiheit lässt. Die Wanderung über den Strand, gegen den Wind gestemmt, das Gesicht zu Boden gerichtet, hat alles nur noch schlimmer gemacht.

„Ich hoffe, auf diesem Weg geht's tatsächlich zurück.“ Unsicher schaut sie sich um. „Sieht aus, als wären wir mitten hinein geraten in die Wanderdüne ... Wo müssen wir weiter?“

Maxim steht auf dem Rand einer sandigen Mulde und blickt in Richtung Süden.

„Keine Sorge, meine Hübsche. Ich sehe einen Findling, von dem zwei Wege abgehen. Wir nehmen den linken. Das ist zumindest die richtige Richtung.“

Dein Wort in Gottes Gehörgang, denkt sie und beginnt, fast automatisch einen Fuß vor den anderen zu setzen. Wenn sie sich vorstellt, dass sie hier mitten in einem Sturm die Orientierung verliert ... Wer weiß, vielleicht hat die Dunkelheit den Fotografen völlig überrascht. An manchen Wintertagen ist es so trüb, dass es gar nicht richtig hell wird. An jenem Silvester vor hundert Jahren wütete der Sturm ja sicher schon seit Tagen. Zumindest kann sie sich schwer vorstellen, dass es von einer auf die andere Stunde losging. Der Fotograf muss gewusst haben, in welche Gefahr er sich begibt.

„Ich denke, er wollte sich wirklich das Leben nehmen“, sagt sie zu Maxim, als sie nebeneinander her gehen.

Er nickt. „Ich glaube es auch. Alles andere erscheint mir unlogisch.“

Sie schweigen.

„Er tut mir leid“, beginnt sie von Neuem. „Die Einsamkeit, die er empfunden hat, muss ungeheuerlich gewesen sein. Vielleicht schlimmer als die Kälte.“

„Sie wird die Kälte verstärkt haben“, meint er.

„Kälte von außen und Kälte im Inneren. Eine tödliche Mischung.“ Sie bleibt stehen, um sich einen Moment lang auszuruhen. „Es war nicht die Kälte, die ihn umgebracht hat. Es war die Einsamkeit.“ Dann nickt sie wieder und setzt ihren Weg fort. „Auf der Suche nach innerem Frieden ist er dem Tod direkt in die Arme gelaufen. Was für ein Dilemma.“ Ihre Stimme zittert ein wenig. Das

Schicksal des Fotografen rührt sie nach wie vor.

Unweigerlich fühlt sie sich an eines ihrer Lieblingsbücher aus der Schulzeit erinnert. An den 'Schimmelreiter'. Sie hat sich oft gefragt, wie man in einer solch unwirtlichen Landschaft, in der die Handlung spielt, überhaupt leben kann. Warum sich einer den Naturgewalten nicht nur ständig aussetzt, sondern sich sogar mit ihnen anlegt, wenn er doch weiß, dass alles müßig ist. Dass es kein Entrinnen gibt. Und dass am Ende nur der Tod wartet. Zwischen dem Fotografen und Hauke Haien liegen Welten. Der Schimmelreiter war von seiner Sache überzeugt. Der Fotograf ist unter der Last seiner Sache zu Boden gegangen. Einsam waren sie beide. Und das wiederum macht sie einander gleich. Sie haben dem Tod ins Auge geschaut. Täglich aufs Neue. Der eine hat darin bis zuletzt seine Herausforderung gesehen, der andere zuletzt nur noch seinen Untergang. Gefunden haben sie ihn beide. Aus purer Selbstüberschätzung. Aber vielleicht auch nicht. Vielleicht hat Hauke Haien gewusst, was ihn erwartet. Vielleicht wusste es auch der Fotograf. Das ist das Dilemma an ihrer beider Geschichte. Sie konnten sich niemandem anvertrauen. Sie waren gefangen im Zwiespalt zwischen Konventionen, Unabänderlichem und dem eigenen Unvermögen, zu ihren Gefühlen zu stehen. Man wird nie erfahren, ob sie den Tod aus freien Stücken gesucht oder unter dramatischen Umständen gefunden haben.

„Wo bleibst du?“ Maxim ist ihr ein ganzes Stück vorausgeeilt und steht jetzt wartend vor dem Findling, der den weiteren Weg markiert.

Sie rennt auf ihn zu und umarmt ihn stürmisch. Zärtlich fährt er mit seiner Nase über ihr Gesicht.

„Hey, was ist los?“

Sie schüttelt den Kopf und sagt nichts. Schmiegt sich einfach nur an ihn. Spürt seine Wärme. Obwohl sie weiß, dass die Stille in der Wanderdüne und die Einsamkeit dieses Ortes nur Makulatur sind, dass der Sand unablässig und todbringend über die Landschaft kriecht, alles unter sich begräbt, jetzt gerade vermutlich einen winzigen Bruchteil der zehn Meter zurücklegt, den er pro Jahr schafft, obwohl ihr diese Rastlosigkeit gerade sehr bewusst ist, empfindet sie einen starken inneren Frieden. Für sie ist es kein Widerspruch. Für sie sind es die zwei Seiten, die jedes Ding hat. Das Yin und das Yang. Aber erkennen kann sie das nur, weil sie sich ganz fühlt. Mit ihm ganz fühlt. Mit Maxim.

Sie holt tief Luft. Am liebsten würde sie jetzt in ihn hineinkriechen.